

Die Schwester : Erzählung. Teil 2, Die Entgleisung

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 20

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 15. Juli 1935

Heft 20

Schmale Mondsichel.

Und wieder steigt die schmale, feine
Mondsichel überm See empor
Und überglänzt in kühler Reine
Der Sterne Silberblütenflor.

O wie sie wandert, zart und leise,
Erfüllung nicht, Versprechen nur —
Traumlächelnd folgt im Himmelskreise
Die scheue Hoffnung ihrer Spur.

Ich aber muß die Blicke heben —
Erinnerung durchzittert mich:
Wo blieb die Zeit, da noch mein Leben
Dem schmalen Sichelmonde gleich?

Heinrich Anacker.

Die Schwester.

Erzählung von Alfred Suggenberger.

(Fortsetzung.)

II.

Die Entgleisung.

Es war wieder einmal Frühsommer geworden, der Heuet war in die Nähe gerückt. Noch prangten die Wiesen ahnungslos in ihrer Blumenfreude; aber der Sommer hatte übereins alle Tore sperrweit aufgetan, er stand gewaltig am Himmel und sagte überlaut: „Jetzt bin ich auf dem Plan, ich will meine Arbeit tun. Ob es euch paßt oder nicht, dem frage ich wenig nach. Mit meiner Gnadenzeit müßt ihr haushalten, ich kann auch launig und rappelköpfig werden.“

Vorheuet. Man hat den Mai noch im Geblüt und soll zu ernten anfangen. Da und dort mahnt schon ein Dengelhammer:

„Die-Zeit-ist-nah!
Die-Zeit-ist-da!“

Und ein geschwätziger Wehstein antwortet aus irgend einer verlorenen Wiesenmulde:

„Wir-sind-schon-am-Werk!
Wir-sind-schon-am-Werk!“

Das ist immer meine Schwäche und meine Stärke gewesen: die Lust, eine neue Arbeit zu beginnen, ein neues Werk bei den Hörnern zu packen. So sag ich denn eines schönen Morgens nach dem Viehfüttern zu Alwine: „Du — die Kartoffeln sind gehackt, und die Reben sind gefalgt, jetzt fang ich halt ein bisselchen so für meine Gelüste zu mähen an. Nicht, daß ich aufs Heuen schon arg versessen wäre, die Welt wird ja nicht untergehen, bevor wir fertig sind. Aber es juckt mich halt einfach in den Armen nach dem Zuhauen. Und es steht ja auch nirgends geschrieben, daß ich der Zweitletzte sein müsse.“

Der Schwester paßt es nicht recht. „Das wird nicht so böß pressieren!“ wendet sie trocken ein.

„Zuerst muß das Gräslein doch gewachsen sein. Zu allem hin hab ich jetzt eine kleine Wäsche eingelegt, ich will vor dem Heuet sauberen Tisch haben. Nachher bin ich dann auch dabei.“

Doch wenn ich etwas in den Gliedern habe, so hab ich's auch im Kopf. „Das ist noch gar nicht geheuet,“ geb ich ihr zum Bescheid. „Das ist nur erst dergleichen getan, so zum Angewöhnen. Du kannst dein Zeuglein getrost auswinden, ich mache für einmal alles allein. Das blutte Gras braucht eineweg drei Tage, und bis man zum Aufladen kommt, wird es dir schon auch ums Heuen sein.“

Gut, ich rücke also mit Sense und Gabel aus. Die kleine Einfangwiese unter dem Sorgenholz soll zuerst daran. Das hat auch mein Vater schon immer so gehalten, in der Meinung, es komme allzeit besser heraus, wenn man nicht gleich mit der großen Kelle anrichte.

Auf der Einfangwiese ist man so ziemlich außerhalb der Welt. Nicht einmal ins Dorf hinab kann man sehen; der Stelzenbuckel mit seiner wenig begehrten Rebenzelge liegt wie ein großer Maulwurfshügel im Weg. Und doch ist es mir auf dem Einfängli noch nie langweilig geworden, am allerwenigsten beim Mähen, wenn man so recht von Herzen will und mag, wenn die Sense dazu auch ihre gute Stunde hat und sich kaum genug tun kann.

An diesem Morgen bin ich besonders aufgelegt gewesen. Es bekommt uns aber auch gut und ist hochzuschätzen, daß neben dem, was jeder liebe Tag zu werken bringt: Viehfüttern, Melken, Kälber tränken und glattbürsten, noch ein anderes Schaffen hergeht, darauf die Himmelssonne herniederscheint, ein Schaffen, das einem in die Seele hinein wohl tut, weil man sich dabei denken darf: Wenn auch nicht viel an Lohn herauszieht, die Arbeit macht sich noch auf andere Weise bezahlt. Fast wie ein Auserwählter kann man sich vorkommen, man kann sich gar einfallen lassen: O — wenn es doch allen Leuten so wohl wäre wie dir!

Dieser einfältige Gedanke ist damals beim Mähen des öfteren in mir aufgestiegen. Der Vorommer richtet gern solche kleinen Übersüßigkeiten an. Man ist mit seinen Sinnen noch nicht ganz aus dem Frühling heraus; aber auf einmal geht gleichsam ein Vorhang auf, und man kann in einen nagelneuen Gotteshimmel hineinblicken.

So haue ich denn also zu und freue mich meiner gesunden Kraft und meiner guten Jahre.

Da sagt einstmals jemand Gutentag zu mir, munter und aufgeräumt. Ich muß innehalten und mich umsehen. Es ist die Diefse Stäbler, die mit einer Hacke auf der Achsel von der Sorgenegg herabkommend eben aus dem Wald heraustrgetreten ist und nun auf dem schmalen Fußweg mitten durch mein Wieslein geht.

„Euch ist's allweg schon ernst,“ sagt sie und steht still. „Bei uns droben denkt noch kein Mensch ans Heuen. O — bis es denen einfällt, könnt Ihr schon mit dem zweiten Schnitt anfangen.“

„Es wird halt nicht umsonst heißen, man bade auf der Sorgenegg die Neujahrswecken erst im Hornung,“ geb ich ihr zurück. Es ist nicht besonders fein von mir gewesen. Ich hab bei mir gedacht: Zum Köbel Ringger oder zum Heiri Bollmann hättest du das vielleicht nicht gesagt.

Sie hat den Spitz aber kein bißelchen übelgenommen, es ist ihr gleich etwas anderes eingefallen. „Schöne Mahden gibt's da! Nichts auf der Welt rieche ich so gern wie frisch gemähtes Gras. Man möchte gleich hinstehen und zu verzetteln anfangen.“

„Dort steckt eine Gabel,“ sag ich und denke nicht einmal viel dabei. Siehe da — sie besinnt sich kaum einen Augenblick, sondern legt ihre Hacke kurzerhand weg; sie wagt behutsam die paar Schritte durchs hohe Gras und ist alsbald im schönsten Schaffen drin. „Nacht mich nicht aus!“ sagt sie, „ich bin halt auf das Grasvertun wie ein Märlein versessen. Überhaupt, den Heuet mag ich kaum erwarten. Mit meinen paar Nebensteigen werde ich schon noch fertig bis am Mittag.“

Es geht wie gefedert, das schwere Futter fliegt nur so. „Jetzt darf ich denkwahl den Streich nicht sparen,“ ruf ich ihr zu, „sonst hast du mich bald eingeholt!“ Aber zum Weken nehm ich mir doch jeweilen reichlich Zeit; denn es ist mir eine kleine Augenlabe, dem flinken Ding beim Gabeln zuzusehen. Ich rechne bei mir nach, wie alt die Diefse jetzt etwa sein mag, und komme auf neunzehn Jahre. Als sie getauft wurde, war ich in der dritten oder vierten Klasse. Ich kann mich deshalb so gut darauf besinnen, weil ihr Vater auf dem Heimweg mit einem kleinen Dampf hinter den Taufleuten herging, was sich zum schwarzen Rock und Zylinder nicht so recht schicken wollte.

Hundertmal hab ich sie dann später als Schulkind am Wydenhof vorbeigehen sehen. Sie schielte gern nach beiden Seiten in den Baum-

garten hinein, um etwa ein paar Erdbeeräpfel oder Rannenbirnen zu mausen. Wenn ich ihr gelegentlich hinter einem Baumstamm aufpassen wollte, so pflegte mir das die Schwester übelzunehmen. „Das ist doch nicht der Rede wert, du kommst wegen dem allweg nicht zu kurz.“ Nun spinne ich so beim Mähen den Gedanken aus: Was wolltest du jetzt anfangen, wenn du sie beim Obstlesen ertappen würdest? Du wärest allweg stärker in Verlegenheit als sie selber.

Lächerlich, einfältig: ich mag mir lang einreden, es sei doch nichts Besonderes an ihr. Ein Mädchen, wie hübsche Mädchen nun einmal sind. Aber daß sie jetzt da auf meinem Wieslein Gras verzettelt, das kommt mir einfach lustig vor. Immer wieder muß ich, sogar mitten im Mähen, verstoßen zu ihr hinüberäugeln, fast wie sie weiland nach unsern Erdbeeräpfeln.

Nach kaum einer halben Stunde ist sie mir bereits auf den Fuß nachgerückt. Schade! Sie sieht mir eine Weile beim Schaffen zu. Ich hole scharf aus, fast wie wenn's um ein Examen ginge.

„Es ist so kurzweilig,“ läßt sie sich hinter mir hören. „Man meint immer, es gehe ganz von selber. Darf ich nicht auch einmal ein paar Streiche probieren?“

Ich stelle die Sense auf und weke zünftig. „Da! Du mußt aber nicht so breit nehmen wie ich. Das geht für den Anfang nicht.“

„Glaubt Ihr denn, ich habe noch nie gemäht?“

Es gerät ihr ganz ordentlich. „Du läßt wenigstens keine Sträußlein stehen,“ lobe ich und denke an etwas anderes dabei. Ich denke: An der Kraft fehlt's ihr nicht. Sie hat ja Arme, unsereiner muß sich kaum melden.

Es dauerte aber nicht gar lange, so hat sie von der Sache genug. „Es ist halt doch leichter, zuzusehen als zuzuhauen,“ gibt sie unverhohlen zu. Sie hat einen roten Kopf und ist ganz außer Atem. „Überhaupt, ich muß jetzt gehen.“

Ich dank ihr schön für die Hilfe, doch sie will kein Wesen daraus gemacht haben. „Das ist jetzt für das Schürzlein voll Eierpflaumen, das Ihr mir einmal gegeben habt, als ich aus der Unterweisung heimging.“

„O — daran hab ich nicht einmal mehr gedacht!“

„Aber ich.“

Wie sie nun ihrer Wege gehen will, kommt mir etwas in den Sinn. „Du — es würde sich

nicht übel schicken, daß du wenigstens den Neunuhr-Zimbif mit mir nähmest.“

Sie blickt nach dem Eckratten hinüber und lenkt munter ein: „Aber wird's dann auch für zwei langen?“

Wir setzen uns auf das Bänklein, das ich unter einer Handbuche gezimmert habe, und lassen uns Brot und Käse schmecken. Ich bring es auch fertig, daß sie hin und wieder ein Schlücklein Apfelsaft aus dem gemeinschaftlichen Glase nippt.

Mit der Unterhaltung wäre freilich nicht viel los gewesen, wenn es auf mich angekommen wäre. Es gehen mir ganz wunderliche Dinge im Kopfhäuschen herum. Was würde Alwine sagen, wenn sie unsichtbar neben uns stehen — ja, wenn sie zu allem gar in mich hineinschauen könnte? Denn es ist mir trotz meinen kleinen Gewissensbissen neben dem hübschen Kind wahrhaftig erst recht sommerwohl geworden.

Die Liese weiß immer etwas zu plaudern. Von den großen Heustöckeln, die grüner wären als das Gras selber, sogar grüne Gesichter — zu lustig! Von den vier jungen Zaunköniglein, nicht viel größer als Schmetterlinge, die im Holz droben die längste Zeit vor ihr hergeschwirrt, Fangis gemacht und sich zuletzt in einer Scheiterbeige versteckt hätten. Das Haselnußmännchen will sie auch schmalzen gehört haben. Wie sie ihm dann ein wenig ins Holz hinein nachgegangen sei, habe es sich richtig in ein rotes Eichhörnchen verwandelt, das sei so eine Gepflogenheit von ihm.

„Du vergiffest ja zu essen,“ wende ich ein, aber sie ist nun einmal im Zug. „Es gibt unglaublich viel kurzweilige Sachen auf der Welt,“ schwächt sie aufgeräumt daher. „Ich glaube, man kann nie mit allem fertig werden. Wenn man nur an die Ameisenhaufen denkt. Da oben bei der Rehtanne gibt es einen, der ist so groß wie ein Heuschöchlein. Ich hab einmal das ganze Gefrösel zählen wollen; aber da hört man bald auf, wenn sie einen zu zwicken anfangen. Und ist es nicht auch merkwürdig, daß es nach jedem Tag wieder Abend und nach jeder Nacht wieder Morgen wird? Sogar auf der Sorgenegg wäre es schön, wenn halt nur die Sorg nicht dort daheim wäre.“

Sie wird auf einmal ernsthaft. „Jetzt haben wir wieder mit einer Ruh Unglück gehabt, sie hat die Fallsucht bekommen, und so stark und oft, daß man sie schlachten mußte. Der Vater ist nachher einen ganzen Tag nicht aufgestanden.“

Er hat gesagt, auf der Sorg müsse einfach jeder verlumpen, da sei alles Schaffen und Schinden für die Katz. Nicht umsonst habe es da oben vor altem auf der Lumpenegg geheißten. Wenn die Reben nun auch dies Jahr wieder fehlen, wie der Wettermacher Imhof prophezeit, dann geht es mir schlecht, dann muß ich auf den Winter in die Fabrik nach Vorauen."

"O — da wär's aber schad um deine roten Backen!" bebaure ich aufrichtig. Wie ich sie dabei von der Seite her angucke, wendet sie sich ab. Sie will mich nicht sehen lassen, daß ihr die Augen übergehen.

Nun hat sie sich schon wieder ein wenig zu rechtgefunden. „Der Verdienst wär ja wohl schön, und ich möchte nur zu gern helfen, daß es daheim ein wenig besser käme. Aber der Weg, der Weg! Es ist doch jedesmal Nacht, wenn ich durchs Holz hinauf gehen muß. Für den Umfang macht es mir Angst.“

Da fällt mir eine sehr unbedachte Rede heraus: „Wenn es fest dunkel ist, so kann ich dich ja dann manchmal vom Wydenhof aus begleiten, bis du dich nicht mehr fürchtest.“ Ich erschrecke ein wenig vor mir selber, aber heraus ist's halt doch, zurücknehmen kann ich die Worte nicht.

Ich habe keinen Bescheid bekommen. Die Dies wird einseitig und steht in kurzem auf. Kaum daß ich mich dessen versehe, hupft sie schon mit der geschulterten Hacke den Wiesensteig hinab und verschwindet hinter dem dichten Meisenhag.

Ich bin noch eine gute Weile auf dem Bänklein geseffen. Meine Wiese hat mich angesehen, wie wenn sie mich nicht mehr kennen würde. „Du, Peter — was ist denn das für eine gewesen?“ Und einmal ist mir wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf gefahren: Könnte jetzt am Ende das Mädchen eingeschlappt sein? ...

(Schluß folgt.)

Mittagszauber.

Im Mittagszauber war ich eingeschlafen,
Von Glockenklang und Lilienduft umrauscht,
Da hat die Seele rasch den sichern Hasen
Mit der Unendlichkeiten Meer vertauscht.

Als sei die rechte Heimat nun gefunden,
So war's der Freigewordenen zu Sinn . . .
Nun weiß ich's wieder nach des Traums Sekunden,
Daß ich allhier nur in der Fremde bin.

Margarete Schubert.

Ba Heile Selassie.

Besuch in der Hauptstadt Abessinien's.

Man müßte Abessinien von oben betrachten. Nun sitze ich schon seit Tagen im Zug, der wie ein Wurm durch die Landschaft kriecht. Von Djibouti, der höllischen Stadt am Roten Meer, schleppt er einen weißen Europäer- und sieben silbergraue Eingeborenenwagen hinauf in die Höhen der abessinischen Hauptstadt Addis-Abeba. Bald liegen wir auf einer Ebene, die sich, ohne Begrenzung, weit am Horizont verliert. Bald quälen wir uns durch das Gebirge, queren auf grandiosen Brücken tiefe Schluchten und reißende Flüsse.

Man müßte Abessinien von oben betrachten. Wir würden weit im Westen, im Dunste der Ferne, ein unendliches Tiefland erblicken, die Ebenen des Nils. Die weißen Häuser von Kartum blinken auf, die Hauptstadt des Sudans. Dann könnten wir den blauen Nil erkennen und seinem gewundenen Lauf ostwärts folgen. Doch plötzlich ist diesen Weiten ein Ende gesetzt. Eine gewaltige Mauer steigt auf und stemmt

sich gegen die graugrünen Wellen des Bodens: Abessinien, das Hochland von Habesch. In grössten Formen überschneiden sich die Höhenzüge, stoßen empor bis über viertausend Meter und überstürzen sich wieder zu schwärzlichen Schluchten. Nach allen Seiten wehrt diese Mauer aus Fels. Sie wirft sich gegen die Wüsten der Somali im Osten, sie rückt ab vom Kessel des Roten Meeres im Norden. Nur gegen die Mitte wird dieser Felsgürtel sanfter, zugänglicher. Man könnte glauben, es wäre eine ebene Hochfläche. Von unserer Hochsicht würden wir die Schluchten, die unvermittelten Steilabfälle erkennen, die das Land in schwer zugängliche Blöcke, in die „Ambas“, zerschneiden.

Diese Ambas klettert unser Zug hinauf. Auf langen Umwegen natürlich, sorgsam das Gelände ausnützend. Aus einer Kurve fallen wir in die andere. Oft erkennt man keine Notwendigkeit. Doch jeder Negerpfad verläuft in Windungen, warum nicht auch dieser afrikanische